Funk-Illustrierte

Radio-spiegel

NUMMER 19

WOCHE VOM 7. MAI BIS 13. MAI 1950 — STUTTGART, 7. MAI 1950 — 18. JAHRGANG

30 Dpf.

KARL MAY ERZÄHLT

von Indianern und Goldsuchern in seinem Buch „Weihnacht", das wir für unsere kleinen und großen Karl-May-Freunde, beginnend in dieser Nummer, abdrucken. Die hier abgebildeten Indianer gehören zu einer Gruppe von Irokesen, die in den kanadischen Reservaten heute ein gut bürgerliches Dasein führen und nichts mehr von ihrer alten Wildheit besitzen

Foto: Salmon-Studios/Montreal

KARL MAY erzählt aus seinem Leben: »WEIHNACHT«

Urheber- und Verlagsrechte: Karl May Verlag Radebeul bei Dresden. Die Erzählung, in Buchform als Lizenzausgabe in der Karl May-Bücherei Bamberg, kann über den Buchhandel bezogen werden.

Karl May — ein Zaubername für drei Generationen in Deutschland und in Europa. Wohl kein Schriftsteller ist so populär wie er, wohl keinem Erzähler von Abenteuergeschichten ist es so gut gelungen wie ihm, nicht nur die Jugend, sondern alle Altersklassen, nicht nur Knaben und Männer, sondern oft auch Mädchen und Frauen mit seinen in allen Weltteilen spielenden Romanen zu fesseln. Mehr über einen Karl May-Roman zu schreiben ist überflüssig. Der Name Karl May spricht für sich selbst.

Welch ein liebes, liebes, inhaltsreiches Wort! Ich behaupte, daß es im Sprachschatze aller Völker und aller Zeiten ein zweites Wort von der ebenso tiefen wie beseligenden Bedeutung dieses einen weder je gegeben hat noch heute gibt. Da glänzt der Weihnachtsbaum im Palaste und in der Hütte; da schallen Glockenklänge, um die Geburt des Erlösers zu verkünden, durch die stille Nacht, und von allen Kanzeln und Altären, von Mund zu Mund erklingt der Engelsruf: „Siehe, ich verkündige Euch große Freude, die allen Nationen widerfahren wird, den Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr in der Davidsstadt!"

Zwei Bibelworte sind es vorzugsweise, welche, als ich noch ein kleiner Knabe war, aus dem Munde der alten, frommen Großmutter einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf mich machten. Lag es an der Erzählerin oder an dem Inhalte dieser Worte selbst, ich weiß es nicht, aber Tatsache ist, daß diese Verse noch heut zu meinen Lieblingsbibelsprüchen zählen. Der eine Spruch lautet Hiob 19, 25: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und er wird mich aus dem Grabe auferwecken", und der zweite ist die Verkündigung des Engels: „Siehe, ich verkündige Euch große Freude — — — denn Euch ist heute der Heiland geboren — — —". Der Eindruck dieser Stellen auf mich war ein solcher, daß ich — in noch ganz unreifem Alter — beide komponiert und über die zweite auch noch ein Gedicht — — — fast möchte ich sagen, verbrochen habe.

Daß ich dies hier nicht etwa erwähne, um mich zu brüsten, habe ich durch die Altersangabe und das Wort „verbrochen" bewiesen, vielmehr werden meine lieben Leserinnen und Leser bald bemerken, daß diese Erwähnung einen ganz andern und zwar bessern Zweck verfolgt. Einstweilen sei nur gesagt, daß die Worte „Ich verkündige Euch große Freude" mir damals auch in ganz besonderer Beziehung zu einer wahren Weihnachtsbotschaft wurden.

Ich, der ärmste unter den Schülern meiner Klasse, liebte die Musik glühend und nahm außer dem gewöhnlichen Unterrichte noch Privatstunden in der Harmonielehre usw., was mich auf trockenes Brot setzte, denn ich ernährte mich durch Unterrichtgeben à Stunde 50 Pfennige und mußte also die Stunde Harmonielehre zu einem Taler mit sechs Stunden meiner Privatzeit bezahlen.

In der Theorie — nicht etwa praktischen Komposition — bei der Motette angelangt, setzte ich mich eines Tages mit der nur durch meine Jugend zu entschuldigenden Idee hin, über das Lieblingsthema „Ich verkündige Euch große Freude" eine Weihnachtsmotette zu komponieren. Wie gedacht, so getan! Das opus operatum sollte freilich tiefes Geheimnis bleiben, war aber schon bald nach seiner Vollendung aus meinem Kasten verschwunden. Später erfuhr ich, daß ein mir übelwollender Mitschüler es mir wegstibitzt und, um mich zu blamieren, es meinem Lehrer, einem alten, braven Kantor, durch die Post zugeschickt hatte. Ich suchte lange nach dem verlorenen Heiligtume und gab es endlich auf, es jemals wiederzufinden.

Wie nun selten ein Unglück allein kommt — und das eigenmächtige Überschreiten der einem Schüler gezogenen geistigen Grenzen kann leicht zum Unglück für ihn werden —, kam mir grad zu jener Zeit ein Unterhaltungsblatt zu Gesicht, in welchem eine Konkurrenz, ein Weihnachtsgedicht betreffend, mit drei Preisen zu 30, 20 und zehn Talern ausgeschrieben wurde. Mein Lieblingsthema, meine Armut und wer weiß was sonst noch für gute oder nicht gute Gründe, „drückten mir", wie berufene Dichter zu sagen pflegen, „die Feder in die Hand"; ich setzte mich abermals hin und brachte ein Gedicht von 32, schreibe und sage mit Worten: zweiunddreißig vierzeiligen Strophen zu Papier. Es ist jedermann, besonders aber jedem Redakteur bekannt, daß ein Gedicht, je länger es ist, desto leichter in den Papierkorb wandert, und auch ich wußte wenigstens, daß der Wert eines Poems nicht mit seiner Länge zu wachsen pflegt; aber nach der Disposition, die ihm zu Grunde lag, hatte es eben nicht kürzer werden können; im Gegenteile, wenn ich alle Gedanken, die mir gekommen waren, niedergeschrieben hätte, wären es wohl tausend Zeilen geworden. Ich fertigte also das verlangte Motto an, steckte dieses mit dem Gedichte in ein Kuvert für 3 Pfennige, siegelte es mit für 5 Pfennige Rotlack zu, klebte mein letztes Geld in Gestalt von Briefmarken in die Ecke rechts über der Adresse der Redaktion und trug den Brief in höchst feierlicher Stimmung bis zu der übernächsten Straße, wo der Briefkasten hing.

Daß mir nichts beschieden sei, also eines negativen Erfolges, war ich vollständig überzeugt, aber diese Angelegenheit konnte auch eine positive und zwar sehr unangenehme Wirkung für mich haben. Ich konnte nämlich den Gedanken nicht loswerden, daß die „löbliche" Redaktion mein Gedicht nicht an mich zurücksenden, sondern es mit einigen besondern Randbemerkungen unserem strengen „Alten" zur Nachachtung zustellen werde. Wer Gymnasiast entweder war oder noch ist, der weiß, wen ich mit diesem „Alten" meine, und wird mein heimliches Grauen zwar nicht ermessen und nachfühlen aber doch wenigstens ahnen können. Seiner Gestrengen hatte mir zwar immer wohlgewollt und manche Härten meiner Lage zu mildern gesucht; er ließ mich sogar seinem Sohne wöchentlich zwei Stunden Nachhilfsunterricht erteilen, wofür ich Sonnabends in der Küche Reis mit Rindfleisch bekam und dann als Nachgenuß der Lieblingskatze seiner Frau den Rücken krabbeln durfte; aber falls die „Löbliche" meine Befürchtung zur Wahrheit werden ließ, so war für nichts mehr, weder für den Reis noch für die Katze einzustehen!

Es war am sechsten November, nach der letzten Vormittagsstunde, als ich zum „Alten" gerufen wurde. Zwei Treppen hinauf, jede zwanzig Stufen, auf jede zwanzig Schläge meines Herzens, macht in Summa achthundert; weniger sind es wahrscheinlich nicht gewesen. Ich klopfte an, trat ein und — — sah nichts, weil meine Augen nebelten. Es vergingen einige Augenblicke; der Nebel teilte sich, und ich sah den Gewaltigen mit Augen, als ob er mich durchbohren wolle, vor mir stehen.

„May!" erklang es in seinem tiefsten Baß.

Ich verbeugte mich. Was ich für ein Gesicht gemacht habe, das weiß ich nicht, denn nur er hat es gesehen und mir nichts darüber angedeutet.

„May!!!"

Ich verbeugte mich wieder.

„May!!!"

Dritte Verbeugung; aber nun war ich entschlossen, mich nicht mehr zu bücken.

„Sie — — sind — — ja — — ein — — ganz — — —"

Ich sah ihn so scharf an, daß er innehielt; beleidigen wollte ich mich auf keinen Fall lassen. Da lachte er und fuhr in einem ganz andern Tone fort: „Geht mich eigentlich nichts an, ganz und gar nichts: ist nur Ihre Privatsache, wenn Sie sich mit Blamagen herumriskieren. Warum auch nicht? Sie sprechen ja stundenlang in Knüppelversen, und Ihr Deutsch — — — hm! Aber Sie hätten es mir doch wenigstens vorher zur Durchsicht geben können!"

„Das Gedicht?" fragte ich.

„Natürlich! Ich hätte die Fehler angestrichen, die noch drinstecken und von dem Redakteur gar nicht bemerkt worden sind. So ein Mensch weiß ja gar nicht, was zu einem guten Gedicht gehört; woher sollte er es auch wissen! Kuh — — Muskate — —!"

„Es ist also zurückgeschickt worden?"

„Ja, im Probedruck, so was man Korrektur oder Revision nennt. Dabei ein Brief, nicht an Sie, sondern an mich. Sie bekommen ihn natürlich nicht zu lesen — — — fällt mir gar nicht ein! Ich werde antworten, daß zwar Ihr Name, aber sonst weiter gar nichts unter das Gedicht gesetzt werden darf; Sie verfallen sonst dem Tintenteufel, der der schlimmste von allen Teufeln ist. Haben mehr zu tun, als Gedichte zu machen! Junges Bürschchen!"

Ich holte tief, tief Atem. Also meine Zweiunddreißig waren angenommen worden! Dritter Preis zehn Taler — — — — ! Mir wollte es wieder vor den Augen nebeln! Da fuhr er fort:

„Was ich sagen wollte: Werde Ihnen die Nachhilfsstunden von jetzt an bar bezahlen, zweimal fünf, also zehn Groschen. Den Sonnabendstisch behalten Sie trotzdem. Werde Sie wegen Ihrer Kühnheit und dem Gedichte später noch extra vornehmen: habe jetzt keine Zeit; muß zu Tische gehen. Hier ist das Geld. Nun gehen Sie!"

Er gab mir ein Kuvert in die Hand. Ich bedankte mich mit vor Aufregung heiserer Stimme und schoß zur Tür hinaus, nachdem ich eine ganz besonders tiefe Verbeugung gemacht hatte, der ich doch vorhin fest entschlossen gewesen war, keine mehr zu machen. Wie ich die Treppe hinunter und dann in meine „Bude" gekommen bin, das weiß ich selbst heut noch nicht. Ich öffnete das Kuvert. Was war darin? Ein kurzes Schreiben der Redaktion und — — — drei Zehntalernoten! Die schreckliche, große, blaue Kröte hatte, wie jede Kröte im Märchen, Geld für mich bedeutet — — nicht den dritten, sondern den ersten Preis. Und wie es — wenigstens dem Sprichworte nach — mit dem Unglücke ist, so ist's auch mit dem Glücke; es kommt niemals allein. Als ich am Nachmittag zum Unterricht bei meinem alten Kantor erschien, zeigte er sich außerordentlich aufgeräumt. Er war zwar stets ein lieber, alter, munterer Herr, heut aber zeigte er sich besonders heiter und gesprächig und ließ einige Andeutungen über „gute Arbeit" und „Buchhändlergeld" fallen, so daß ich mir im stillen sagte, daß er mit dem „Alten" über meinen Glücksfall gesprochen haben müsse. Als ich nach der Stunde, wie ich gewöhnlich tat, denn ich borgte nie, den Taler auf die gewohnte Stelle legte, sagte er:

„Ist nicht nötig, lieber May! Sie können Ihren sauer verdienten Taler behalten."

„Dieser hier ist nicht sauer verdient, Herr Kantor."

„Nicht? Wieso? Vielleicht ein Geschenk?"

„Nein, kein Geschenk. Er ist verdient, aber nicht sauer. Ich habe dreißig Stück bekommen; das wissen Sie doch!"

Er sah mich erstaunt an und fragte: „Dreißig Stück, dreißig Taler? Sie Krösus, Sie! Und ich soll es wissen? Keinen Laut, keine Note, keine halbe, keine Sechzehntelnote habe ich davon gehört!"

„Aber Sie haben doch vorhin davon gesprochen!"

„Ich? Nicht daß ich wüßte!"

„Sie sprachen von Buchhändlergeld!"

„Ja, das habe ich freilich getan; aber das ist etwas, wovon Sie noch gar nichts wissen. Was hat es denn für eine Bewandtnis mit Ihren dreißig Talern? Oder dürfen Sie es nicht erzählen?"

„Natürlich darf ich es! Und grad Sie, Herr Kantor, sind der, dem ich es am liebsten erzähle!" *(Fortsetzung auf Seite 13)*